

*Von Ulf Schiewe sind bereits folgende Titel  
im Knaur Taschenbuch erschienen:*

Der Bastard von Tolosa

Die Comtessa

Die Hure Babylon

*Die Normannen-Saga:*

Das Schwert des Normannen

Die Rache des Normannen

Der Schwur des Normannen

*Über den Autor:*

Ulf Schiewe wurde 1947 geboren. Eigentlich wollte er Kunstmaler werden, doch statt der »brotlosen Kunst« widmete er sich der Technik und wurde Software-Entwickler und später Marketingmanager für Softwareprodukte.

Seit frühester Jugend war Ulf Schiewe eine Leseratte, die spannende Geschichten in exotischer Umgebung faszinierten. Im Lauf der Jahre erwuchs aus der Lust am Lesen der Wunsch, selbst einen großen historischen Roman zu schreiben, der im »Bastard von Tolosa«, seinem ersten Roman, mündete.

Ulf Schiewe ist verheiratet, hat drei erwachsene Kinder und lebt in München.

ULF SCHIEWE

Bucht der  
Schmuggler

ROMAN

KNAUR 

»Bucht der Schmuggler« ist bei Knaur zuerst als eSerie unter dem Namen »Gold des Südens« erschienen.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe Juni 2016  
Knaur Taschenbuch  
© 2015 Knaur eBook  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Kerstin von Dobschütz  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: FinePic®, München  
Satz: Wilhelm Vornehm, München  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-51693-5

# INHALT

<b>Die Personen</b> .....	7
<b>Teil 1 – Die Flucht</b>	
Ankunft in Bremen .....	13
Doña Maria .....	22
Jans Flucht .....	38
<b>Teil 2 – Der Wind der Freiheit</b>	
Auf der Nordsee .....	57
Cornelis van Doorn .....	62
Das Abendessen .....	73
Der Auftrag .....	78
Der Gejagte .....	89
Brennende Felder .....	95
Don Miguel kehrt heim .....	112
Die Biskaya .....	121
Sklavenkauf .....	139
<b>Teil 3 – Die Bucht der Schmuggler</b>	
Don Alonsos Pläne .....	151
Mann über Bord .....	167
Das Sklavenkind .....	178
Dominica .....	190

Die Bucht der Mücken .....	200
Die Durchsuchung .....	213
Auf der Tabakfarm .....	224
Die Verschwörer .....	230
Santo Domingo .....	235

#### **Teil 4 –Die dunkle Festung**

Die <i>Sophie</i> auf Reede .....	249
Die Kanonen der Festung .....	259
Babatunde und der Bukanier .....	265
Festungshaft .....	273
Don Alonso in Rage .....	283
Die Einladung .....	290
Gäste auf der <i>hacienda</i> .....	296
Don Miguels Stolz .....	306
In den Casas Reales .....	319
Ein tropisches Fest .....	324

#### **Teil 5 – Die Insel der Piraten**

Elsje und der Doctor .....	347
Der Spion .....	359
Zwischen Mangroven .....	365
Babatunde .....	378
Der Hinterhalt .....	383
Marias Prüfung .....	390
Schuss in der Nacht .....	399
Treffpunkt an der Mühle .....	411
Maria Benigna .....	418
Epilog .....	436

# DIE PERSONEN

## Hauptfiguren

- Jan van Hagen – Junger Kaufherr und Seekapitän aus  
Bremen
- Don Miguel Garcia Hernandez – Reicher Pflanzer und  
Zuckerbaron auf Hispaniola
- Doña Maria Carmen de Alvarez y Ortega – Don Miguels  
junge Gemahlin
- Don Alonso Calderón de la Higuera – Neu ernannter Vize-  
gouverneur von Hispaniola
- Cornelis van Doorn – Holländischer Kaufmann aus  
Amsterdam
- Martin van Doorn – Seekapitän und Cornelis' Sohn
- Padre Anselmo – Franziskanermönch und Don Miguels  
Bruder

## Die Mannschaft der *Sophie*

- Hein Köppers – Steuermann und Navigator
- Lars Erikson – Bootsmann
- Ole Penning – Zimmermann
- Hasko Lübben – Schiffskoch

Doctor Emanuel Almeida de Souza – Schiffsarzt, Portugiese  
aus Pernambuco  
Fiete Boom – Schiffsjunge  
Brun Enders – Matrose  
Christjan Luttmann – Matrose  
Jelle Appelhoff – Matrose  
Geerke Buhr – Matrose  
Klaas van Hove – Matrose  
Piet Möller – Matrose  
Johan Hendriks – Waffenmeister  
Aart Jonkers – Gehilfe des Waffenmeisters  
Elsje Smit – Prostituierte aus Amsterdam

### Weitere Personen auf Hispaniola

Don Diego de Oliveira – Pflanzeur und Portugiese  
Don Rodrigo de Molina – Präsident des Königlichen  
Gerichts von Santo Domingo  
Doña Ana – Don Rodrigos junge Frau  
Doña Matilda – Don Diegos Frau  
Pedro Fernandez – Aufseher des Don Diego  
Octavio Faustino – Verwalter der *hacienda* von Don  
Miguel  
Francisco Pérez – Anführer der *vaqueros* auf der *hacienda*  
von Don Miguel  
Señor Carlos – Aufseher auf der Tabakpflanzung von  
Don Alonso  
Tom Degger – Jäger und Bukanier, Deutscher  
Luis Cabrón – Hafenmeister von Santo Domingo  
Coronel Rivera – Kommandant der Truppen von Santo  
Domingo

Capitán Morales – Kapitän der Galeone *Santa Trinidad*  
Leon – Don Alonsos Diener  
Alejandro Mendoza – Händler in Santo Domingo

### Die Sklaven

Olu – Heißt eigentlich Jaime Olufemi und ist Doña Marias  
Beschützer  
Marta – Köchin auf Don Miguels *hacienda*  
Consuela – Dienstmädchen auf Don Miguels *hacienda*  
Juan – Schreiner auf Don Miguels *hacienda*  
Abeni – Junge schwangere Sklavin auf der *Sophie*  
Babatunde – Entlaufener Sklave, ursprünglich von Don  
Diegos *hacienda*  
Dada – Babatundes Frau  
Maria Benigna – Köchin auf Don Alonsos Tabakpflanzung

### Andere

Willem van Hagen – Jans Vater  
Der alte Geerke – Sekretär des Vaters  
Greetje Hanssen – Jans Verlobte  
Hendrikje van Doorn – van Doorns Gemahlin  
Katrien van Doorn – Ältere Tochter  
Agnes van Doorn – Jüngere Tochter





TEIL I



*Die Flucht*



## ANKUNFT IN BREMEN

Fast lautlos und nur unter Toppsegel glitt die *Sophie* auf der nachtschwarzen Weser dahin, mehr von der Flut getragen als vom leichten Südwestwind, der über die Landschaft strich.

Ein Halbmond spiegelte sich im Flusswasser, ließ den hellen Ufersand und die Umrisse der vorüberschwebenden Büsche und Bäume erkennen, die Nebelstreifen über den dunklen Wiesen, die gespenstisch in den Himmel gereckten Flügel einer Mühle, das geduckte Dach einer Bauernkate.

An waldfreien Stellen nahm der Wind zu. Dann lehnte sich das Schiff unter leisem Ächzen der Takelage ein wenig zur Seite, und das Gurgeln des Kielwassers war deutlicher vernehmbar. Es brauchte nicht viel, um die *Sophie* in Fahrt zu bringen. Sie war ein schnelles, schlankes Schiff nach holländischer Bauart, eine dreimastige Fleute, mit gutem Stauraum für den Ostseehandel und auf jeder Seite mit zwei leichten Kanonen bestückt.

Trotz des schwachen Windes war es kalt auf dem Achterdeck. Jan van Hagen stand fröstelnd an der Reling, schlug den Kragen seiner Segeljoppe höher und zog die Mütze tiefer ins Gesicht. Es war eine verdammt lange Reise gewesen, und bald schon würde man den ersten Advent feiern. Er freute sich,

endlich nach Hause zu kommen und ein paar Tage an Land zu verbringen. Vielleicht sogar über Weihnachten. Besonders wenn die Weser wieder wie letztes Jahr zufrieren würde.

Vor allem freute er sich auf seine Greetje, die gewiss schon sehnsüchtig auf ihn wartete. Er hatte ein Geschenk für sie, ein goldgefasstes Bernsteinamulett. Im Frühjahr wollten sie heiraten, obwohl ihr Vater, der Ratsherr Frithjof Hanssen, strikt dagegen war. Aber sie würden ihn schon überzeugen, da war er zuversichtlich.

Jedenfalls konnte sich der Erfolg der letzten Reise sehen lassen. Auch sein eigener Vater, Willem van Hagen, würde hoffentlich zufrieden sein, denn Jan brachte kostbare Felle aus Narva heim, Honig aus Riga, tonnenweise Pökelfleisch aus Schweden und einen Berg von Stockfisch aus der norwegischen Stadt Bergen. Dazu ein hübsches Sümmchen, das von seiner ursprünglichen Ladung Bier übrig geblieben war. Und das, wie er wusste, auch nötig gebraucht wurde, um dem arg gebeutelten Handelsunternehmen der van Hagens wieder auf die Beine zu helfen. Man konnte nur hoffen, dass dies auch Frithjof Hanssen seinem zukünftigen Schwiegersohn gegenüber gnädiger stimmen würde.

Er starrte aufmerksam voraus, denn unter der mond hellen Oberfläche der Weser verbargen sich so manche Untiefen. Kein Kapitän, der nicht ortskundig war, würde des Nachts die Weser heraufsegeln. Doch Jan kannte jede Meile und jede Biegung. Allerdings war das Flussbett in den letzten fünfzig Jahren, je mehr man sich Bremen näherte, immer seichter geworden. Es war bereits so schlimm, dass die größeren Schiffe gar nicht mehr bis zur Stadt durchkamen und ihre Ladung schon im neuen Vegesacker Hafen löschen mussten.

Nicht so seine *Sophie*, die sich durch einen besonders geringen Tiefgang auszeichnete. Solange sie im Fahrwasser

blieben, würden sie keine Schwierigkeiten haben, selbst bei Ebbe nicht. Trotzdem, in der Nacht täuschten die Entfernungen, und im Schlick stecken zu bleiben, das hätte ihm den Hohn und Spott ganz Bremens eingebracht.

Etwas weiter voraus entdeckte er jetzt den kaum sichtbaren Schatten der im Flussbett verankerten Tonne, nach der er Ausschau gehalten hatte. Daneben eine Reihe von Stecken, die eine Sandbank markierten. Er warf einen Blick zu Hein Köppers hinüber. Aber der knorrige, alte Seebär hatte die Tonne schon gesehen und war dabei, eine leichte Kursänderung anzuordnen.

»Zwei Strich steuerbord«, knurrte er dem Rudergänger zu. Und zu den wachhabenden Seeleuten an Deck rief er: »Toppbrassen, Jungs!«

Der neue Kurs, etwas näher am Wind, schien dem Schiff zu bekommen, denn es legte sich bei dichter eingeholten Segeln leicht auf die Seite und nahm Fahrt auf.

Wenn einer den Fluss noch besser kannte als Jan, dann war es Hein Köppers, sein graubärtiger Steueremann. Der hatte schon alle Winkel der Nord- und Ostsee befahren, bevor Jan überhaupt aus den Windeln gewesen war. Karten verachtete er. Die seien alle falsch, war sein Urteil. Er verließ sich auf sein Gedächtnis, auf die Farbe des Meeres und auf sein Gespür für Wind und Wellen und für die Gezeitenströme in den nördlichen Gewässern.

Die *Sophie* war das schönste und beste Schiff, das den van Hagens geblieben war. Zwei andere hatten sie aufgeben müssen. Nur die *Katrine* segelte noch unter der Flagge des Hauses, ein betagter, dickbäuchiger Kahn, für den man nicht mehr viel bekommen hätte. Heutzutage war der Vater gezwungen, Frachtraum auf anderen Schiffen anzumieten. Das war früher ganz anders gewesen. Da hatten sie eine ganze

Flotte besessen, waren ein führendes, angesehenes Handelshaus gewesen. Doch seit Jahren schien alles schiefzugehen. Eigentlich seit dem Tod der Mutter.

Ja, der Niedergang hatte vor sieben Jahren mit Mutters Tod seinen Anfang genommen. Das lange Siechtum seiner geliebten Frau Sophie hatte den Vater schwer belastet, mehr als er ihr und sich selbst hatte eingestehen wollen. Frohsinn und Zuversicht waren ihm nach ihrer langen Krankheit völlig abhandengekommen. Ihr Tod war zuletzt fast eine Erlösung gewesen. Auch Jan versetzte es jedes Mal einen Stich, wenn er an seine Mutter dachte. Sie war der lebenslustige Gegensatz zu seinem eher strengen, kalvinistisch erzogenen Vater gewesen. Und nun war nichts als die Erinnerung an sie übriggeblieben. Und das Schiff, das ihren Namen trug.

Dass die Geschäfte schlecht gingen, war nicht zu übersehen, besonders nicht nach der nordfriesischen Flutkatastrophe im letzten Jahr, die auch seinen älteren Bruder Thomas in den Tod gerissen hatte. Eine weitere Tragödie für die Familie. Besonders für Vater, denn Thomas war ausersehen gewesen, die Geschäfte zu übernehmen. Jan war eben nicht der kühle Rechner wie sein Bruder. Und jedes Mal, wenn er seinem Vater Hilfe im Kontor anbot, wich der aus, wollte alles selbst in der Hand behalten. Auch Fragen nach dem Stand der Geschäfte beantwortete er nicht.

Nun, Jan fand ohnehin keinen Gefallen an der staubtrockenen Arbeit im Kontor und dem Gefeielsche in den Handelstuben. Nicht wie Thomas. Nein, Jan hatte immer die Freiheit der See geliebt und war bei Hein Köppers in die Lehre gegangen. Er verstand es, mit Schiffen umzugehen und mit den Männern, die auf ihnen fuhren. Als Seekapitän konnte er dem Vater mehr nützen, als wenn er lange Zahlenreihen aufaddierte.

Dennoch wünschte er, Vater würde seine Sorgen mit ihm teilen. Die Vernichtung ihrer Ländereien in Nordfriesland hatte zum Verkauf der Schiffe geführt. Dies und Thomas' Tod waren zu viel für Vater geworden. Er redete nicht darüber, aber sein Gesundheitszustand war beunruhigend. Er schien, besonders in letzter Zeit, immer mehr in sich zusammenzusinken, war erschreckend abgemagert und kränkelte häufig, wie auch Geerke, der alte Sekretär der Familie, bestätigte.

Und doch gönnte sich Willem van Hagen keinen Tag der Erholung, sondern schlich sich jeden Morgen mit gebeugtem Rücken ins Kontor, um die wichtigsten Geschäfte persönlich zu erledigen, Briefe zu schreiben, Anweisungen zu geben. Ein guter Protestant legte sich nicht ins Bett, egal wie krank er war. Das war seine Devise.

Jan atmete tief durch. Trotz der schwierigen Lage des Familienunternehmens war er guter Mutes. Das lag in seiner Natur. Ganz gleich, was geschah, er ließ sich selten von Schicksalsschlägen unterkriegen. Ging etwas nicht wie geplant, versuchte er es auf andere Weise, immer in der Gewissheit, dass ihm über kurz oder lang das Glück wieder hold sein würde. Darin war er wie seine Mutter. Ein Träumer nannte Vater ihn, aber nicht ohne Wohlwollen.

Jan dachte zufrieden an die volle Ladung und den prallen Geldsäckel, den er heimbrachte. Noch ein paar solcher Reisen, und sie würden aus dem Größten raus sein. Er würde Greetje heiraten und eine Familie gründen können. Irgendwann würde Vater ihm die Geschäfte übergeben, und der Name van Hagen würde in neuem Glanz erstrahlen. Wer weiß, vielleicht würde er eines Tages sogar in den Rat der Stadt gewählt werden. Stadtrat Johannes van Hagen! Das wäre es in der Tat. Das hatte Klang. Und einmal im Stadtrat,



wüsste er in Bremen schon so einiges zu verändern. Den behäbigen, alten Patriziern würde er Beine machen.

Inzwischen passierten sie das Licht der Hafeneinfahrt von Vegesack. Dahinter ragten ein paar Masten in die Höhe. Noch eine knappe Stunde, dann wären sie in Bremen.

»Wir ankern vor der Schlacht im Fluss«, befahl er Köpers. »Morgen früh suchen wir uns dann einen Liegeplatz und beginnen mit dem Ausladen.«

»Is gut, Käptn«, war die Antwort. »Soll ich das Beiboot klarmachen lassen?«

»Tu das. Ich werde an Land gehen. Behalte die Mannschaft aber an Bord. Sonst müssen wir sie morgen früh wieder aus den Kneipen zerren.«

Jan stieg durch den Niedergang zu seiner engen Kajüte hinab, die direkt unter dem Achterdeck lag, und begann sich umzuziehen. Strümpfe, Kniehosen und Schnallenschuhe. Ein sauberes Hemd mit weitem Spitzenkragen, eine einfache Leinenweste, darüber eine kurze, enganliegende Jacke aus gutem Tuch. Fehlten nur noch Gürtel und sein Rapier, eine feine Waffe, mit der er durchaus umzugehen verstand. In den Hafenstädten, besonders im Osten, trieben sich oft Halsabschneider und Halunken herum. Aber hier in Bremen? Er beschloss, das Schwert an Bord zu lassen.

Als er fertig war, schlug die Schiffsglocke acht Glasen - Mitternacht und Wachwechsel. Fiete, der Schiffsjunge, oder wer gerade oben Wache hatte, würde jetzt zum letzten Mal auf dieser Reise die Sanduhr umdrehen. Jan lächelte zufrieden, während er seinen breitkrepfigen Hut vom Haken nahm. In guter Stimmung kletterte er wieder an Deck und setzte den Hut auf.

»Zeit, die Schlafmützen aus den Kojen zu holen, Käptn. Wir sind gleich da«, brummte der alte Hein.

Als Jan nickte, pfiß der Steuermann kurz auf der Bootsmannspfeife, die er immer an einem Lederriemen um den Hals trug. Kurz darauf hörte man nackte Seemannsfüße durch das Schiff trampeln. Luken öffneten sich und Männer kamen an Deck. Die Mannschaft bestand nur aus fünfzehn Leuten. Eine Fleute ließ sich mit weniger als der Hälfte der für diese Schiffsgröße sonst üblichen Mannschaft segeln, was den Seetransport enorm verbilligte. Mit ein Grund, warum Fleuten so beliebt waren und warum die Holländer anderen Schiffern das Geschäft stahlen.

Die Männer waren dabei, den Anker vorzubereiten, die Toppgasten enterten an den Wanten auf, andere standen an Brassens und Schoten, bereit für das letzte Segelmanöver. Bremens Wall und Graben hatten sie schon passiert. Die Stadt lag im Dunkeln. Nur ein paar Lichter aus den Hafenspelunken erhellten Teile der Schlacht, dem langen Hauptkai der Stadt. Hier lagen dicht an dicht Segelschiffe und Flusskähne vertäut. Hein Köppers leitete die Wende ein, die Segel flatterten mit Getöse, dann rafften die Männer im Topp das Tuch zusammen, die *Sophie* verlor an Fahrt.

»Anker ab!«, hallte Heins Ruf übers Deck. Gleich darauf ließ sich das Rumpeln der Ankerkette hören. Die Flut erfasste noch einmal das Schiff und ließ es langsam rückwärts treiben, bis die Ankerflunken sich im weichen Flußsand eingegraben hatten. Ein viel geübtes Manöver. Kein Handgriff zu viel, keiner zu wenig. Es war eine Freude, dieser eingespielten Mannschaft bei der Arbeit zuzusehen.

»Ganz ordentlich«, sagte Jan.

Der Steuermann hielt es für unter seiner Würde, das Lob seines jungen Kapitäns zu quittieren, gab stattdessen den Befehl, das Beiboot klarzumachen. Kaum hatten die Männer es aus der Verankerung gelöst, als ein schwacher Ruf über das

Wasser tönte. Gleich darauf stieß etwas gegen die Bordwand. Jan beugte sich über die Reling und spähte hinunter.

»Geerke!«, rief er. »Was zum Teufel tust du hier? Um diese Uhrzeit?«

Unter ihm schaukelte ein kleines Ruderboot auf dem Fluss. Ein Bootshaken an der Verankerung der Wanten hielt es am Schiffsrumpf fest. Einer der Knechte aus dem Lagerhaus hatte den alten Sekretär des Vaters herausgerudert. Sein schütteres, weißes Haar leuchtete im Mondlicht.

»Es ist dringend, Jan«, rief Geerke herauf. Der Alte schien Atem zu holen, um sich zu stärken für das, was er zu sagen hatte. »Tut mir leid, mien Jung, aber dein Vater liegt im Sterben.«

Jans Herz begann zu hämmern. »Mein Gott«, murmelte er. »Bist du sicher?«

Er griff nach der Strickleiter, die an Deck lag, und warf sie über die Reling. Dann schwang er sich hinterher und begann, zu Geerke hinunterzuklettern. Vorsichtig setzte er einen Fuß ins Boot und ließ sich neben dem Alten nieder.

»Schon seit Tagen halte ich Ausschau nach euch«, sagte der. »Und heute die ganze Nacht. Hab irgendwie gehofft, dass du noch rechtzeitig kommst. Aber ihr dürft um Himmels willen nicht anlegen.«

»Warum nicht?«

»Erklär ich dir gleich.« Er musste plötzlich husten. »Verdammte Kälte«, krächzte er, als er wieder zu Atem kam. »Ich hol mir noch den Tod hier auf dem Wasser.« Er zog fröstelnd den Kragen seiner Joppe höher und bedeutete dem Knecht, an Land zu rudern.

Während der Mann das Boot abstieß, schaute Jan nach oben, wo Köppers' Kopf über die Reling ragte. »Hast du gehört? Alle bleiben an Bord!«, rief er hinauf.

Der Knecht begann gegen die schwächelnde Flut anzurudern, um zur Schlacht hinüberzugelangen. Langsam entfernte sich das Boot vom Schiff. »Nun erzähl schon«, sagte Jan. »Was ist passiert? Wie geht es Vater?«

»Nicht gut, Jan.« Geerke schüttelte den Kopf. »Gar nicht gut. Die Ärzte haben ihn aufgegeben. Und der Priester ist auch schon da gewesen.«

»Mein Gott!«

Der Alte saß mit hängenden Schultern im Boot. »Aber das ist noch nicht alles«, sagte er betrübt.

»Was zum Teufel denn noch?«

Geerke holte tief Luft. »Du weißt, wir hatten so einige Schwierigkeiten in letzter Zeit. Und statt besser ist es schlimmer geworden. Jetzt kreisen die Gläubiger ums Haus wie die Aasgeier. Alles ist verpfändet. Die *Katrine* haben sie schon an die Kette gelegt. Und für morgen wird ein Gerichtsbeschluss erwartet. Dann greifen sie sich das Haus, dein Schiff und den Rest.«

Jans Herz schien für einen Augenblick auszusetzen. »Was sagst du da?«, hauchte er. Dann fiel ihm das pralle Geldsäckel ein, das er dem Vater überbringen wollte. »Ich hatte eine gute Reise«, sagte er. »Mit dem Gewinn könnten wir doch einen Teil der Schulden tilgen.«

Der alte Sekretär schüttelte den Kopf. »Das hilft jetzt auch nicht mehr. Es ist wie ein riesiges schwarzes Loch. Was immer du hineinwirfst, es wird nimmer reichen.«

Einen Augenblick lang glaubte Jan sich in einem Albtraum, aus dem er gleich erwachen würde. Aber es half auch nicht, dass er sich in den Arm kniff. Dies war kein Traum.

»Und was machen wir jetzt?«

»Zunächst mal müssen wir vorsichtig sein, dass uns keiner sieht. Die sind fähig, dich sofort in den Schuldturm zu stecken.«

## DOÑA MARIA

Nur wenige Stunden zuvor, in Santo Domingo auf der Insel Hispaniola, saß Doña Maria Carmen im Garten ihres Hauses im Schatten eines großen Sonnensegels und las Cervantes. Sie versuchte es zumindest, denn bei der Hitze fiel es ihr schwer, sich zu konzentrieren.

Mit Unbehagen dachte sie an den langweiligen Empfang am Abend in den *Casas Reales*, zu dem sie mit ihrem Gemahl geladen war. Aber jetzt war es erst früher Nachmittag. Noch durfte sie hier in ihrem kleinen Garten verweilen, umgeben vom süßlich betörenden Duft tropischer Pflanzen und Blüten. Bunte Vögel schwirrten zwischen den Zweigen umher, Eidechsen sonnten sich auf den Mauern. Die Pracht und Fülle der Natur auf dieser gesegneten Insel hatten sie vom ersten Tag an verzaubert.

Mit ihrem Fächer versuchte sie, sich ein wenig Kühlung zu verschaffen. Natürlich waren ihr die heißen Sommer ihres heimatlichen Sevilla vertraut, aber nicht diese feuchtschwüle Hitze, die keine Jahreszeiten zu kennen schien. Auf den Feldern ihrer *hacienda* wehte meist ein angenehmer Wind, aber hier in der Stadt war es unerträglich stickig um diese Tageszeit, weshalb sich niemand ohne Not auf die Straße traute. In der Abgeschlossenheit ihres Hauses durfte sie wenigstens ein

leichtes Baumwollgewand tragen, aber ihr graute davor, sich am Abend in die engen Mieder und langen, steifen Röcke zu zwängen, die Mode und Anstand von ihr verlangten.

Santo Domingo, wo sie nun lebte, war kurz nach der Entdeckung der Neuen Welt, vor über hundertvierzig Jahren, die erste Stadtgründung gewesen. Die erste erfolgreiche zumindest, denn ein paar Fehlschläge hatte es zuvor schon gegeben. Von hier aus hatte Rodrigo de Bastidas seine Erforschung der Küsten Kolumbiens und Panamas unternommen, von hier waren Cortez und Pizarro gesegelt, um Mexiko und Peru zu erobern. Auf Hispaniola hatten die ersten Kolonisatoren gesiedelt, die Indianer bezwungen und es nach einigen Anfangsschwierigkeiten zu Wohlstand gebracht.

Zunächst hatten Goldfunde in den Bergen die Gier der Spanier befeuert. Zum Leidwesen Tausender versklavter Indianer, die in den Minen verreckt waren. Wie es überhaupt nur noch wenige ihrer Art auf der Insel gab. Eingeschleppte Krankheiten und brutale Unterdrückung hatten sie dahingerafft. Die meisten Spanier ließ das kalt, für sie waren es nur Wilde. Doch Doña Maria schauderte es bei dem Gedanken. Ein ganzes Volk praktisch ausgelöscht. Sie stellte sich vor, es wäre den Menschen in Spanien so ergangen, einschließlich ihrer eigenen Familie. Wie zu Zeiten der Pest.

Der Goldrausch hatte allerdings nicht lange gewährt. Als Nächstes ließ Europas Hunger nach Zucker große Plantagen in den fruchtbaren Ebenen entstehen. Da es an Arbeitskräften mangelte, begann der Handel mit Afrikanern zu blühen. Bald gab es weit mehr schwarze Sklaven auf Hispaniola als Europäer.

Als die Portugiesen den Markt mit brasilianischem Zucker überschwemmt, verlegten sich viele der Pflanzer auch auf Tabak oder auf die Züchtung gewaltiger Rinderherden im

Inneren der Insel. Denn Leder erzielte gute Preise in der Alten Welt, besonders wenn wie jetzt dieser fürchterliche Krieg in Europa herrschte und kein Ende in Sicht war. Auch die Krone war im Augenblick mehr damit beschäftigt, die Protestanten zu bekämpfen, als sich um die fernen Kolonien zu kümmern.

Lange Zeit war Santo Domingo Hauptstadt des sich rasch ausdehnenden spanischen Kolonialreiches gewesen. Und obwohl Orte wie Havanna oder Panama ihr inzwischen den Rang abliefen, war die Stadt immer noch ein wichtiger Verwaltungssitz. Nach modernen, geometrischen Richtlinien angelegt, kreuzten sich ihre Straßen im rechten Winkel, geradlinig wie ein Schachbrett.

An der Flussmündung stand die wuchtige *Fortaleza de Ozama*, deren Kanonen den lebenswichtigen Hafen sicherten. Diese Festung, nach dem Fluss benannt, hatte den Ruf, uneinnehmbar zu sein, hatte sie doch im Jahre 1586 sogar den Angriffen des berühmten Francis Drake widerstanden, El Drake, wie die Spanier ihn nannten, ein Name, mit dem man den Kindern Angst machte, wenn sie nicht gehorchen wollten.

Neben der Festung befand sich der weitläufige Palast der reichen Familie Bastidas, dessen Erbauer nach seinen Erkundungsreisen für das Eintreiben der Zölle verantwortlich gewesen war und sich entsprechend bereichert hatte.

Am gleichen Ufer, etwas weiter nördlich, hatte Diego Colón, Sohn des berühmten Entdeckers der Insel und wie sein Vater ebenfalls Vizekönig von Westindien, einen noch gewaltigeren Palast errichten lassen, den *Alcázar de Colón*, mit seinen fünfundfünfzig Sälen und Gemächern.

Damals waren ihm und seiner Gattin, einer Frau von hohem adeligen Geblüt, zahlreiche Hofdamen nach Santo Do-

mingo gefolgt, wo sie Residenz in feinen Villen gleich hinter der Festung an der *Calle de la Fortaleza* bezogen. Diese war dadurch zur elegantesten Straße der Stadt geworden, überhaupt die erste gepflasterte Straße in der Neuen Welt. Und weil die edlen Damen auf dem Weg zur gerade eben fertiggestellten Kathedrale hier gern flanierten und ihren teuren Putz zur Schau stellten, wurde sie bald in *Calle de las Damas* umbenannt.

Jetzt, mehr als hundert Jahre später, war die Stadt von einer starken Mauer umgeben und von mehreren Forts geschützt, um allen Angriffen von Seeräubern zu widerstehen, zu denen es schon häufig in ihrer kurzen Geschichte gekommen war. Santo Domingo war nach den Verwüstungen durch Drakes Freibeuter wieder gewachsen und hatte erneut seinen Platz als wichtiges Handelszentrum eingenommen. Auf der Hauptgeschäftsstraße, der *Calle de Conde*, waren Schmuck und kostbares Tuch, Schwerter aus Toledo, feines Olivenöl, spanischer Wein und andere begehrte Waren aus dem Mutterland zu haben. Und immer noch war es ein ganz besonderes Privileg, an der *Calle de las Damas* ein Haus zu besitzen.

Und eben ein solches Haus war das der jungen Doña Maria. Sie war sich dieses Privilegs durchaus bewusst. Sie genoss die Annehmlichkeiten, die ihr der Reichtum ihres Gemahls bescherte, maß ihnen aber keine übermäßige Bedeutung bei. Was sie dagegen an der Stellung ihres Mannes störte, waren die gesellschaftlichen Verpflichtungen, die sich nicht vermeiden ließen. Wie der heutige Empfang zu Ehren des frisch ernannten Vizegouverneurs, eines Mannes, den sie nur flüchtig kannte, aber dennoch verabscheute. Der Mensch war Kommandant der kleinen Seestreitmacht der Insel gewesen, ein ehrgeiziger Karriereoffizier, der ihr schon einige



Male auf unangenehme Weise schöne Augen gemacht hatte. Nein, auf diesen Empfang hätte sie gern verzichtet.

Doña Maria ließ das Buch auf den Schoß sinken. Consuela, eine Haussklavin und ihre persönliche Magd, war mit einem Tablett in den Garten getreten und stellte es neben ihr ab.

»Etwas Limonade, Señora?«, fragte sie mit einem Lächeln, in dem die schönen Zähne wie der Schnee auf der Sierra Nevada leuchteten. Überhaupt war Consuela ein hübsches Ding, wenn man davon absah, dass sie schwarz wie die Nacht war.

»Danke, Consuela. Ist Don Miguel schon zurück?«

»Nein, Señora. Kann ich sonst noch etwas für die Señora tun?«

»Du kannst Gott um kühleres Wetter bitten«, seufzte Doña Maria. »Mich scheint er nicht erhören zu wollen.«

»Wenn Ihr wollt, opfern wir heute Abend einen Hahn für die Señora. Das beruhigt die Geister.«

»Untersteh dich. Kein afrikanisches Zauberzeug!«

Consuela lachte und lief ins Haus zurück.

Doña Maria trank ein wenig von der Limonade und stellte dann das Glas neben sich auf einen zierlichen Beistelltisch. Seit fünf Jahren war sie nun in der *Caribe*, und es war ihr immer noch ungewohnt, mit Sklaven umzugehen. Sie sei zu nachgiebig mit ihnen, hieß es, eine feste Hand sei vonnöten. Aber was sollte das sein, eine feste Hand? Musste man schroff sein, sie ständig wie unartige Kinder behandeln, bei jeder Verfehlung bestrafen oder gar auspeitschen lassen? Schlimme Geschichten hatte sie vernommen, wie manche der Pflanzer mit ihren Sklaven umsprangen. Nein, das war nicht ihre Art. Sie mochte ihre afrikanischen Diener, ihre fröhliche Unbekümmertheit, ihre Tänze und Gesänge. Nur ihre dunkle Magie verabscheute sie. Oder war es gar ein wenig Furcht vor

diesen Geistern? Ach was, schalt sie sich. Nichts als dummer Aberglaube.

Die Zeilen des Buches tanzten vor ihren Augen. Es war einfach zu heiß zum Lesen. Ein Ausritt auf ihrer Lieblingsstute über die weiten Felder der *hacienda* wäre ihr jetzt lieber, als in der Stadt zu schwelen. Bald war es Zeit für die Zuckerernte. Täglich würden die Schnitter über mehrere Monate hinweg die unersättliche *ingenio* füttern, die Zuckermühle ihres Mannes. Dann würde Hochbetrieb auf der *hacienda* herrschen. Das war viel unterhaltsamer, als ihre Tage untätig in Santo Domingo zu verbringen. Sie mochte das Leben auf der *hacienda*, sah gern den Schwarzen beim Schneiden des Zuckerrohrs zu oder dem alten Zuckermeister bei seiner komplizierten Arbeit.

Don Miguel, ihr Gemahl, hatte ihr beigebracht, auf was es bei der Verwaltung des Besitzes ankam, und sie versuchte, sich nützlich zu machen. Am Anfang hatten diese Bemühungen ihn eher belustigt. Welche Frau kümmerte sich schon um Männerangelegenheiten? Doch inzwischen nahm er sie ernster und unterstützte sie sogar dabei. Das war eine der vielen guten Eigenschaften ihres Mannes.

Doña Maria war gerade erst vierundzwanzig Jahre alt. Sie entstammte einem ehrwürdigen Adelsgeschlecht, und ihr voller Name war Maria Carmen Isabella Eugenia de Alvarez y Ortega, ein stolzer Name von historischer Bedeutung. Besonders väterlicherseits waren die Alvarez tapfere Ritter gewesen, die sich in vielen Schlachten gegen die Mauren ausgezeichnet hatten. In der Tat ließ sich die Familie bis zu den Kreuzzügen zurückverfolgen.

Vielleicht war das auch der Grund, warum Doña Maria auf die Bemühungen der feinen Gesellschaft von Hispaniola etwas belustigt herabblickte. Denn im Grunde waren es

ungehobelte Kolonialisten, die es in einem wilden Land zu etwas Wohlstand gebracht hatten und sich nun bemühten, der Eleganz des königlichen Hofes nachzueifern. Am lächerlichsten dabei waren ihre Gemahlinnen, meist dicke Matronen mit kichernden Töchtern im Gefolge, die sich als große Damen aufführten und mit Schmuck und Seide ihre bäurische Ungeschliffenheit zu verbergen suchten.

Die Abneigung beruhte allerdings auf Gegenseitigkeit, das konnte sie deutlich spüren. Ihre adelige Herkunft, das reine Kastilisch, das sie sprach, ihre leichte Hand mit den Sklaven – all das rief Misstrauen und Missgunst hervor. Dazu kam, dass Doña Maria eine außergewöhnliche Schönheit war, der die Männer bei jeder Gelegenheit den Hof machten. Wäre sie hässlicher gewesen, hätte man sie gewiss mit mehr Wohlwollen in den Kreis der ersten Damen der Stadt aufgenommen.

Im Grunde gehörte sie gar nicht hierher. Im Grunde hätte sie einen brillanten Edelmann aus guter Familie heiraten sollen, einen mit Aussichten bei Hofe in Madrid oder in der königlichen Verwaltung in Sevilla. Das Elend war nur, dass ihr Zweig der Familie arm war. Ausgerechnet im reichen Sevilla, wo alle sich die Taschen füllten am Handel mit der Neuen Welt, war es ihrem Vater nicht gelungen, den alten Glanz der Familie aufzupolieren. Für die ältere Schwester hatte es noch zu einer bescheidenen Mitgift gereicht. Auch für den Kauf des Offizierspatents ihres Bruders. Der kämpfte jetzt in den fernen deutschen Landen auf der Seite der Habsburger. Nur ihr selbst, der jüngsten der Geschwister, war nichts geblieben als ein erlauchter Name und ihr gutes Aussehen. Daher waren die Eltern nur allzu erfreut und erleichtert gewesen, als ein reicher Pflanzer aus den Kolonien um sie zu werben begonnen hatte.

Don Miguel Garcia Hernandez war nicht adelig, ein Niemand eigentlich. Seine Vorfahren waren einfache Menschen, die sich vor Generationen auf Hispaniola niedergelassen hatten. In Sevilla hätte kaum jemand ihn beachtet – aber er besaß Land, viel Land. Und dazu eine Schar von Sklaven, eine gutgehende Zuckermühle und eine Menge Rinder. Allein diesem Reichtum war es zu verdanken, dass man ihm in Sevilla Zugang zu den guten Kreisen gewährt hatte. Er war vor Jahren Witwer geworden und nach Spanien gekommen, um sich eine Frau zu suchen. Als Mittfünfziger vielleicht schon etwas alt für eine Vermählung, aber mit Geld ließ sich im käuflichen Sevilla immer einiges erreichen. Und da er sein Herz an die junge Maria Carmen de Alvarez verloren hatte, war man sich schnell einig geworden.

Doña Maria wusste nur zu gut, dass man in ihren Kreisen nicht aus Liebe heiratete. Umso glücklicher schätzte sie sich, dass in den Jahren zwischen ihr und ihrem Mann trotz des Altersunterschieds eine innige Verbundenheit entstanden war. Don Miguel war ein gebildeter Mann, der für koloniale Verhältnisse eine große Bibliothek besaß, hervorragend Cembalo spielte, ein elegantes Stadthaus sein Eigen nannte und überhaupt viel Verständnis und Zärtlichkeit für seine junge Frau aufbrachte, die die Freude seiner reifen Jahre war.

Sie dagegen liebte ihn für seine Weisheit und sein freundliches, verständnisvolles Wesen. Sie bewunderte ihn für die Tatkraft, mit der er wie eh und je seine Geschäfte führte, mit Klugheit und einer gewissen, ja, man durfte es wohl so nennen – Gerissenheit. Denn nicht alles, was er unternahm, war im Rahmen der königlichen Gesetze. Aber man war eben Spanier – Gott zuerst, dann die Familie und schließlich der König.